In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 141. Posen, den 22. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Ueberglücklich war Mädie, daß der Vater ihr so unerwartet die peinliche Bitte abnahm. Sie stimmte sofort zu.

Dann trennten sie sich. An der Tür zauderte Mädie. Neidberg wartete noch immer. Wieder trat er auf sie zu, streichelte ihr Goldhaar und fragte:

„Kind, hast du mich heute abend kein einziges Mal belogen?"

Und heilfroh war Mädie, ohne mit der Wimper zu zucken, antworten zu dürfen:

„Nein, Pa, ganz gewiß nicht!"

Da blieb der alte Neidberg bekümmert stehen.

Mädie schlief diese Nacht unruhig und wünschte das Erdgeschehen um eine Woche weiter . . .

Und der Hofrat Gendeli durchschritt in ruheloser Beglücktheit immer wieder seine gemütlichen Zimmer. Manchmal machte er plötzlich Halt und fragte sich:

„Ist das recht getan, was ich tue? . . . Soll man Amor und Fortuna zusammengekoppelt am Gängelbande führen? . . . Tu ich's denn für mich selber nur? Oder weiß der Junge am Ende gar nicht, wie lieb ich ihn hab'? . . ."

Und wieder nahm er seine Wanderung auf.

Schließlich blieb er in seinem Arbeitszimmer stehen. Schaltete sämtliche Lampen ein und blickte hinauf zu einem großen Oelbild an der Wand. Eine bildschöne junge Frau mit abgrundtiefen, alpenseeblauen Augen. Thomas' Mutter.

Und mit einer fragenden Gebärde breitete der Hofrat vor diesem Bilde die Arme aus:

„Nu? . . ."

Dann verdunkelte er das Zimmer wieder und begab sich zu Bett.

Und wußte, er habe seine Schuldigkeit getan, habe ein Gelübde eingelöst, das er der schönen Frau mit den Seeaugen vor ihrem Tode gegeben hatte . . .

Und in einer anderen kleinen Wohnung saß einer, den glühenden Kopf in die Hände vergraben vor dem Schreibtisch, unfähig, auch nur eine Zeile auf das geduldig wartende Papier zu bringen . . . Quälte sich mit Erinnerungen an jüngst vergangene herrliche Stunden . . .

Und fluchte dieser verkehrten Welt, in der die Liebe nur ein Schein ist, der erst rechten Wert bekommt, wenn man ihn gegen rundes, hartes, goldenes Geld einwechselt . . .

Sigrid war, wie vereinbart, schon am Vormittag fortgefahren, und Mädie saß ihrem Vater am Mittagstisch, abwechselnd erbleichend und errötend, krampfhaft jede merkliche Erregung niederkämpfend, gegenüber.

Der alte Neidberg kam wieder unbewußt dem Plane seiner Tochter entgegen. Er sagte besorgt:

„Kind, du gefällst mir heute gar nicht! Fühlst du dich nicht wohl?"

Mädie nickte bekümmert:

„Tatsächlich, Pa . . . Ich glaube, ich werde mich lieber zu Bett begeben . . . Ich habe solche . . . solche Schwindelanfälle." Hier sprach sie die lautere Wahrheit, denn eigentlich hatte sie sich nie wohler gefühlt als jetzt, da nach wenigen Stunden der Geliebte in ihr Vaterhaus treten sollte.

„Mir tut's auch leid," fuhr Neidberg fort. „Ich glaube, du hättest dich ganz sicher gut mit diesem Wildhorn unterhalten. Sowas schlägt ja in deine Richtung, wie ich dich kenne. Ein moderner Autor — da mußt du wirklich krank sein, sonst würdest du dir diese Sensation doch gewiß nicht entgehen lassen, wie?"

Mädie spürte die Ironie heraus und setzte sich zur Wehr:

„Dir wäre natürlich der alte Klopstock oder gar Herr Uhland lieber zu Besuch, als ein junger und im guten Sinne moderner Autor!"

Neidberg belächelte die Kampflust Mädies:

„Hm, ich kann nicht leugnen, daß ich mich mit den beiden genannten Herren sicherlich gut unterhalten würde . . ."

„Nein, das würdest du nicht! Denn der alte Klopstock würde auf dem Wege hierher ganz bestimmt unter den ersten besten Autobus geraten, und Herr Uhland . . . Herr Uhland würde in die falsche Elektrische steigen."

„Tja, dann müssen wir uns eben mit Herrn Wildhorn zufrieden geben."

„Du bist ungünstig voreingenommen, Pa!"

„Ich bemerke an dir das Gegenteil, mein Kind!"

Mädie bückte sich, um ihr Schuhband in Ordnung zu bringen. Dann stand sie auf, zupfte verlegen an den spärlichen Forstbeständen der väterlichen Glatze und sagte:

„Ich bin wirklich nicht ganz auf der Höhe, Pa . . . Du wirst mich heute nachmittag entschuldigen . . . Grüße den Hofrat und . . . und seinen Neffen von mir . . . Wir werden uns ja dann in Tegernsee kennen lernen . . ."

„Gut, mein Kind. Leg' dich nur hin. Ich will dem Ansturm der Moderne allein standhalten. Ich glaube außerdem in meinem Freunde Gendeli eine gute Flankendeckung zu haben . . . Inzwischen lege ich mich noch für ein Stündchen in die Bibliothek. Gute Besserung, Kindchen, sieh zu, daß du bald wieder auf dem Posten bist, sonst können wir nicht reisen!"

Und während Mädie tief versonnen die Stufen zu ihrem Zimmer hinaufging, trat Neidberg an einen Bücherschrank und entnahm ihm einen schmalen Band: „Der Tanz auf dem Feuer" von Thomas Wildhorn.

Dann machte er es sich auf dem Sofa gemütlich, schlug die erste Seite auf und versank zu Beginn der zweiten in beneidenswert festen Schlaf.

Endlich erwachte Neidberg und beeilte sich, in sein Schlafzimmer zu kommen, denn es war höchste Zeit, sich für den Besuch fertig zu machen. — — —

Vor der Villa hielt eine Droschke, der der Hofrat und Wildhorn entstiegen.

Gendeli war in sonnigster Schwätzerlaune und ließ seinem Neffen keine Sekunde Zeit zu etwaigen traurigen Gedanken.

Sie wurden in die Bibliothek geführt, wo auch der Teetisch für drei Personen gedeckt war.

Neidberg ging freudig auf Gendeli zu und begrüßte ihn herzlich.

„Mein Neffe Thomas, Baron Klewenberg!" stellte Gendeli nicht ohne einige Würde vor.

Neidberg faßte Wildhorn genau ins Auge. Der schlug den Blick nicht nieder, sondern blickte ebenfalls in die markanten Züge dieses Industriekönigs, von dessen merkantilem Genie Onkel Gendeli Wunder zu vermelden wußte.

„Sehr sympathisch!" durchblitzte es Wildhorn.

„Guter Kopf!" dachte sich Neidberg. Dann meinte er liebenswürdig:

„Es freut mich, den Neffen meines alten Freundes Gendeli endlich persönlich kennen zu lernen. Ich habe Ihren Roman gelesen, Herr Baron. Ja, sogar heute habe ich noch darin geblättert. Hat mich wirklich sehr interessiert. Der Eindruck war unbedingt nachhaltig!"

Wildhorn verneigte sich. Diese Komplimente kamen ihm unerwartet. Er hatte gedacht, gehofft, in diesem Hause würde auf den Baron Klewenberg der Wert gelegt werden.

Nun stand er da, mit dem Rosenstrauß in der Hand, und sah sich hilfesuchend um.

Neidberg lächelte bedauernd:

„Ach ja, richtig! Meine Tochter bittet die Herren um Entschuldigung! Sie ist ein wenig erkältet und hat sich zurückgezogen."

Wildhorn fiel ein ganzes Gebirge vom Herzen. Mit einem Male wurde er freier, besser gelaunt, ja förmlich heiter.

Gendeli verzog enttäuscht den Mund. Neidberg tröstete ihn:

„Es ist nichts Schlimmes, Gendelinchen ... Sie müssen wissen," wandte er sich zu Thomas, „mein Töchterchen und der Herr Hofrat unterhalten ein langjähriges platonisches Verhältnis miteinander ... Uebrigens bedauerte meine Tochter besonders, Sie nun heute doch nicht kennenlernen zu können!"

„Kann ich mir lebhaft denken!" dachte Wildhorn „Den Fisch ins Netz gelockt zu haben und dann nicht zupacken zu können — das ist allerdings hart! ... Und der Onkel schaut auch drein, als wäre ihm ein Dampfhammer auf den Kopf gefallen! ... Aergert euch nur!"

Seine aufmerksamen, immer beobachtenden Augen kreisten im Zimmer und fielen unwillkürlich immer wieder auf Neidberg, der seinerseits stets im letzten Augenblick die seinigen von Wildhorn wegwandte.

„Nein, das ist kein Raffketyp," korrigierte Wildhorn seine längst vorgefaßte Meinung. „Sein Haus zeigt Geschmack, sein Wesen ist ungezwungen, aber fein ... Der alte Herr gefällt mir."

Der Diener brachte den Tee und schenkte ein. Sie setzten sich.

„Interessieren Sie sich für Bücher?" fragte Neidberg und fügte scherzend hinzu: „Oder schreiben Sie sich Ihren Bedarf selbst?"

Wildhorn lachte und antwortete:

„Ein Buch ist wie eine Frau, Herr von Neidberg: wenn man sich zu sehr dafür interessiert — so ist es auf einmal zu Ende."

„Nun," Neidberg ging nur zu gern auf den heiteren Ton ein, „dann empfehle ich Genießern nur Sammelbände kurzer, aber schöner Geschichten!"

„Seine Spezialität sind nun mal — Romane!" warf Gendeli ein.

„Oh," Wildhorn lehnte bescheiden ab, „ich — lese nicht allzuviel ... Onkel Gendeli wiederum hat eine Vorliebe für Erstausgaben ..."

„Sie sammeln gar nichts?" fragte Neidberg Thomas.

Der lächelte:

„Höchstens Erfahrungen, Herr von Neidberg."

„Kann unter Umständen auch viel Geld kosten."

„Nicht den, der keines hat ..."

„Sehnen Sie sich sehr nach dem Reichtum?"

Wildhorn staunte über die Offenheit dieser Frage. Er empfand sie geradezu als brutal, wenn er an den Zweck dieses Zusammenseins dachte. Dennoch bezwang er sich wieder und antwortete ohne Gereiztheit:

„Reichtum im Sinne steten Besitzes reizt mich nicht. Aber materielle, vergängliche Vorteile in unvergängliche innere Erlebnisse umzusetzen — das lohnt. Ich meine damit, es verlohnte, zehn Jahre zu arbeiten, um ein Jahr zu genießen ..."

„Einem kaufmännischen Lebenswerk stehen Sie demnach fremd gegenüber?" fragte Neidberg lächelnd.

„Durchaus nicht! Hier handelt es sich ja nur um die Auslegung des weit dehnbaren Begriffes vom Ideal. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein Kleinkaufmann seine idealen Bestrebungen darin erfüllt sieht, daß seine Ladenkasse stimmt. Oder der Buchhalter — der das Höchstmaß seelischer Genugtuung im Auffinden eines Rechnungsfehlers sieht ... Oder der Millionär, wenn er bei der zehnten oder hundertsten Million angelangt ist. Puschkins „Geiziger Ritter" ist von dieser Perspektive aus eine Idealgestalt. Wenn seine dürren Hände im gesparten Golde wühlen, hat er keine anderen Wünsche mehr."

Neidberg zog die Brauen hoch.

„Dann gibt es auch keine Verbrecher?"

„Nein, soweit gehe ich nicht. Aber es gibt Passionsverbrecher, Idealverbrecher. Ich kann mir einen Taschendieb denken, der seinen fünfhundertsten Diebstahl feierlich begeht."

Der Hofrat blickte insgeheim auf seine Uhr.

„Wir müssen wieder gehen, Thomas. Herr von Neidberg ist auch noch nicht ganz wiederhergestellt und wird ruhen wollen."

Sie erhoben sich. Neidberg schlug sich lachend an die Stirn:

„Die Hauptsache hätte ich fast vergessen! Wir fahren doch in diesen Tagen nach Tegernsee. Und meine Tochter und ich würden uns ganz außerordentlich freuen, wenn Sie, Gendeli, und Ihr Neffe, wenn Sie weiter nichts anderes vorhaben und mal ausspannen wollen, uns dort für ein, zwei Wochen besuchen würden ..."

Die lassen nicht locker — dachte Wildhorn melancholisch. Schade — sonst ist der alte Herr fein und taktvoll.

Der Hofrat blickte erfreut auf. Diese Einladung schien ihm Gewähr für baldige Erfüllung seiner Pläne. Er sagte ohne weiteres für sich und den Neffen zu:

„Natürlich kommen wir! ... Sie glauben nicht, Herr von Neidberg, wie sehr dieser Lyriker hier für Mama Natur empfänglich ist!"

Und so verneigte sich denn auch Wildhorn dankend, in seinem Innern jedoch felsenfest entschlossen, diese Reise ins Bayerische nie und nimmer anzutreten ... Vergeblich versuchte er, das Spiel des Onkels klar zu übersehen. Scheinbar hatte er die Angelegenheit mit dem alten Neidberg noch lange nicht perfekt gemacht, sonst hätte dieser doch wenigstens einmal davon gesprochen! Daß er es nicht getan hatte, empfand Wildhorn wohltuend.

Unweit der Neidbergschen Villa trennte er sich von Gendeli.

„Morgen nachmittag besuchst du mich, Neffe! Wir haben noch viel miteinander zu reden!"

Und dann schlenderte Wildhorn langsam die Straße hinunter und hing seinen Gedanken nach. Er suchte das Bild der reichen Industrietochter zu malen. Wahrscheinlich war sie bodenlos häßlich oder geistig zurückgeblieben oder sonst irgendwie anormal. Wäre sonst der erste beste nötig, um sie an den Mann zu bringen? ...

So grübelte er und kam doch zu keiner Klarheit. —

Als Mädie die Haustür hinter Gendeli und Wildhorn ins Schloß fallen hörte, hielt es sie nicht länger. Sie lief ans Fenster und lugte durch einen Gardinenspalt hinunter.

Da ging der Mann, den sie liebte und der sie verstoßen hatte! Er sah so bleich und unruhig aus.

„Das schlechte Gewissen!" dachte Mädie und stellte sich vor, wie sie empfinden würde, wenn sie jetzt als Fräulein Meier auf der anderen Straßenseite stünde und sähe, wie der treulose Mitgiftjäger aus dem Hause der reichen Erbin käme! ...

(Fortsetzung folgt.)

Im Eis von Grönland.

Die Geschichte eines Seehundfangs.

Von Viktor Pietschmann.

Die jäh abstürzende schottische Küste war verschwunden und die mächtigen, langvollenden Wogen des Atlantik hatten uns auf ihren Rücken genommen, seitdem wir die enge Durchfahrt des Pentland Firth gequert hatten.

Und mit dem Schwinden des letzten Landes hieß es auch Abschied nehmen von den „Landstraßen des Ozeans", den Schiffahrtsrouten, auf denen der Ueberseeverkehr seine Bahnen zieht. Unser Kurs ging ja in nördliches Gebiet, an die eisigen Küsten Grönlands, wo wir in der Dawisstraße neue Fischplätze zu suchen hatten.

Ein sonderbares Gefühl des Ganzverlassenseins packt da auch den Seebefahrenen, und unser wortkarger Kapitän kleidete das in den lapidaren Satz: „So, jetzt sind wir ganz allein, wenn uns was passiert."

Merkwürdig, erst jetzt merkte man so recht die Winzigkeit des Schiffes, das uns durch die mächtige Dünung trug, wurde sich bewußt, daß man, dreizehn Mann stark, auf 70 Tonnen haltendem Kahn aus endloser Weite zu unsichtbarem Ziele steuerte.

*

Das schöne Wetter der ersten Tage hatte sich allmählich geändert. Pfeifend fuhr der Wind durchs Takelwerk, und die langen Seen, die uns bisher so geduldig über ihre gewaltigen Rücken hatten hinüberschaukeln lassen, waren nun wild aufbäumende Riesen geworden, die zornig über das Vorschiff herüberlangten und mit wuchtigem Schlag auf Deck niederkrachten.

*

Rauschend schoß die Flut über die Planken, und die Wassertüren in der Reeling schlugen donnernd auf und zu, wenn das Schiff überholend den ganzen Schwall, der durch die engen Speigats allein nicht abfließen konnte, auf eine Seite herüberbekam.

Wie eine Katze lag der „Jung" (Schiffsjunge), wenn er nicht gerade am Ruder stand oder sonst irgendwie zu tun hatte, um eine der Vintuzzen, die den Maschinenraum mit frischer Luft zu versorgen haben, herumgerollt auf dem „Dom", dem niedrigen Aufbau der sich über der Maschine über Deck erhebt. Der arme Teufel, der zum erstenmal auf See fuhr, war das traurige Opfer dieser wilden Tanzerei. Und wie er seekrank so um die wenigen warmen Plätzchen auf Deck herumschlich, konnte nur ganz abgehärteter Seemannshumor das Herz haben, ihn zu allem Jammer noch durch Späße, wie das Aufstülpen eines in Oel getauchten Zylinders oder ähnliche Künste, zu erheitern.

*

Südlich von Islands Westküste waren wir vorbei; und nun mußte bald Kap Farewell auftauchen, die Südspitze der geheimnisvollen Eisinsel, die sehen zu können, so lange schon einer meiner heißesten Wünsche gewesen war.

Gerade war ich drunten in der engen Kajüte damit beschäftigt, Gläser und Proberöhrchen herzurichten für die ersten Fänge, da rief der Steuermann herab: „Doktor, das erste Eis vor uns!"

Wie vom Bogen geschossen sprang ich hinauf.

Und richtig. Da schwankte es heran im dunklen Wasser, ein abenteuerlich gezackter Eisbrocken, so groß und zausig wie ein schlecht beladener Heuwagen, und leise zischend und kleine Luftbläschen in die Höhe treibend, rieb sich die Flut an seinen kalten, zerbröckelnden Flanken.

Ringsum kleinere und größere Eisstückchen, alle im Schaukeln der Wellen an uns vorüberziehend, als triebe sie geheimnisvolle Sehnsucht nach dem Süden, der sie vernichten soll.

Mehr und immer mehr ihrer, und zu den kleinen Schollen gesellten sich nun bald größere, die nicht mehr so hilflos dahintrieben, Schollen, denen man es schon ansah, daß sie mit ihrer Masse dem rastlos zermürbenden Einfluß der Flut Widerstand zu leisten vermochten.

Des Abends waren es schon ganz ansehnliche Platten, Eisflächen, auf denen eine kleine Ballgesellschaft ganz gut hätte Platz finden können für einen freilich recht kühnen Tanz. In kleinen Wellen leckte das Wasser an ihren Flanken empor, die See, die nun immer ruhiger wurde, als fühle sie, sie müsse ihr lebensvolles Ungestüm meistern vor den Massen weißer Leblosigkeit, die von Norden her in breiter Linie anmarschierten, sie in Fesseln zu schlagen. Und wenn man von der Back nach vorn sah, da traf der Blick immer neue, immer dichter werdende Eismassen, und der Himmel vor uns wurde so merkwürdig licht und klar wie ein Spiegel, in dem sich helle Schleier malen. Die Davisstraße tat sich vor uns auf. Weit, weit drüben zur Rechten schimmerten in duftigen Umrissen glitzernde Gletscher, soweit der Blick reichte: die Küstenberge der westgrönländischen Fjorde.

*

Und nun war nach ruhiger Nacht ein strahlend schöner Tag emporgestiegen. Blitzend leuchtete die Sonne nieder auf die Eismassen, die jetzt in dichten Scharen um uns schwammen, zu gewaltigen Tafeln geworden, deren manche große Siedlungen geräumigen Platz geboten hätten; und schier mußte man das Auge schließen vor all dem Glanz, der uns umgab.

Stille, tiefe Stille um uns, daß das Arbeiten der Schraube und Klatschen der Wellen an den Wänden fast wehtat, wie die Entweihung eines unberührten Heiligtums.

Da, auf einmal ein lautes Hallo unter der Mannschaft: auf der einen Scholle hatten sie eine große „Klappmütze" entdeckt, die behäbig auf dem Eise die Wärme der Sonne genoß und nur langsam, ganz langsam den Kopf nach dem schwarzen, großen, unbekannten Tiere wedete, das da mit so viel Lärm im Wasser vorbeizog.

„Da ist wieder eine!"

„Und da auch!"

Bald sahen wir fast auf jeder Scholle einen oder zwei dieser mächtigen, schöngefleckten Seehunde liegen und alle, alle wandten sie nur leise verwundert ein wenig ihren Kopf nach uns, daß man es deutlich verstehen konnte, wie sie dachten: „So was war noch nicht da!"

Diese stumme, würdevoll-gelassene Art, auf unseren Besuch zu reagieren, reizte unsere Jan Maats. Sie empfanden es offenbar als Ungehörigkeit, als eine Art persönlicher Geringschätzung, daß man so wenig Wesens von unserem Einzug in diese einsamen Gefilde machte; und so suchte denn bald ein dumpf brüllender Ruf der Dampfpfeife, den der nun auch lebendig gewordene „Alte" anbefohlen hatte, ein wenig Leben in die arrogante Gesellschaft zu bringen.

Vergebens.

Kaum daß sich die Köpfe ein wenig höher hoben. Seinen Platz veränderte keiner von ihnen.

Das war doch empörend. — Und so ging's denn — einige Schollen mit den großen Burschen waren gerade in der Nähe — ein wenig vom Kurs ab, um die Phlegmatiker etwas näher heranzukriegen. Einige Stücke Kohlen flogen auf das blanke Weiß des Eises, den merkwürdigen Philosophen begreiflich zu machen, daß sie so seltenen Besuch besser zu beachten hätten; umsonst. Getroffen war keiner worden, und daß nun da und dort ein schwarzer Fleck die lichte Fläche unterbrach, machte weiter auch keinen Eindruck.

*

Jetzt war alles andere vergessen.

Piet, der wilde, der überall dabei war, wo's irgend etwas Besonderes auszufressen oder durchzuführen gab, stand schon an der Reeling bereit, mit der schweren Brechstange in der Hand.

Vorsichtig steuerte die „Mecklenburg" die nächste Scholle an, auf der zwei besonders stattliche Kerle träge im Schnee lagen. Der „Käptn" gab selbst die Weisungen für den Rudergänger auf die Brücke, wie er zu steuern hatte. Auch ihn hatte die Jagdleidenschaft gepackt und jedes andere Interesse verdrängt.

Leise knirschend schob sich der Dampfer an den mächtigen Eisklotz heran, der unter der Wucht des anfahrenden Schiffes wieder ein wenig abseits rückte.

Langsam, ganz langsam, strichen wir nochmals an seine Kante heran. Nun hielt er. Und im nächsten Augenblick war Piet in Strümpfen — die Seestiefel hatte er schon vorher abgezogen — mit kühnem Satz hinabgesprungen und eilte übers Eis auf das Tier zu.

Das sah nun doch, daß da etwas nicht ganz geheuer war, und suchte watschelnd dem Beispiel seines Gefährten zu folgen, der unmittelbar an der gegenüberliegenden Eiskante gelegen, mit energischem Plumps ins Wasser geglitten war.

Aber vergebens. Zu weit war die rettende Kante, und Piet, den ja auch gehörig in den Füßen frieren mochte, war zu flink. Schon stand er vor ihm und hob die Brechstange zum Hieb. Da richtete sich das mächtige Tier auf, daß man jetzt erst sah, was für ein gewaltiger Kerl es war, mit weitgeöffnetem Maul, aus dem die riesigen Eckzähne drohend blitzten, mit aufgeblähter Mütze, die kündete, daß es nun wirklich in Zorn geraten war, der freilich nicht Energie genug hatte, zum Angriff überzugehen. Aber wie er sich so erhoben hatte, hätte man meinen können, er wolle im nächsten Augenblick den ungestümen Angreifer an der Brust packen, um ihn zu zerfleischen.

Doch schon fuhr ihm das schwere Eisen über den Schädel, und wie vom Blitz getroffen sank die plumpe Masse in sich zusammen, nur mehr mit leisem Zucken die nächsten paar Hiebe erwidernd, die das Ende brachten.

Die ganze Besatzung hatte atemlos an der Reeling gestanden. Nun löste sich diese Erwartung in lautem „Hurra" und gleich darauf flog, während ein zweiter Mann zur Hilfeleistung bei der Bergung der Beute hinabsprang, eine Leine in kunstvollem Schwung hinüber aufs Eis, den prächtigen Fang ans Schiff zu bringen.

Piet hatte sie mit Hilfe des anderen seinem Opfer rasch um den Leib geschlungen, und während die Winsch (Ankerwinde) zu rattern begann und das Tau sich straffte, war er schon wieder über das Eis herüber an Bord geklettert und stand nun einigermaßen zähneklappernd an Deck, die Seestiefel wieder überziehend, und seine ersten inhaltsschweren Worte waren: „Käptn, numöt wie over een Lüttjen krägen," war vom Alten mit wortlosem, aber zustimmendem Nicken erwidert worden.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Wilhelm Braumüller, Wien, dem hübschen Buche „Eis und Palmen" von Viktor Pietschmann entnommen.)

Zum 70. Geburtstag (22. Juni 1858) des großen Komponisten.

Von Hans Joachim Moser.

(Nachdruck verboten.)

Man kann keinem mehr persönlich unter uns Lebenden zum Siebzigsten gratulieren, wenn man daran gedenken will, daß der Maëstro aus Lucca 1858 geboren wurde (die Lexika schwanken zwischen dem 22. Juni, 22. und 23. Dezember); aber es besteht begründeter Anlaß zu der Vermutung, daß das breite Opernpublikum sicher auch noch an seinem 80., zweifelhafter noch beim 90. Geburtstag wissen wird, wer Puccini ungefähr war. Der 100. Geburtstag wird vermutlich bereits eine Angelegenheit mehr bloß für die Kunstgeschichtler sein, denn das Vergessen schreitet schnell, gerade bei dieser Art von Kunst, die so bedenklich nahe beim Publikumserfolg gebaut hat. Wir dürfen da nicht allzu grimm mit deutschen „Ewigkeitsmaßstäben" messen, denn als echter Italiener hat Puccini — wie der „Schwan von Pesaro" und andere seiner nationalen Fachgenossen — wohl nie darum geworben, in seinen Partituren die strenge Gebärde der „hohen" Kunst, der „gelehrten" Musik zu zeigen, sondern hat sich an das echt südliche Wort gehalten: „Erlaubt ist, was gefällt." Gleichwohl wäre es heute unrecht, rückschauerisch über Gefallsüchtigkeit bei Puccinis Opern zu schmähen — zweifellos haben sie zu ihrer Zeit, zumal die Erstlinge, Neues bedeutet und sich darum gar nicht alle sehr leicht durchgesetzt; ich erinnere mich noch sehr deutlich, als wir in Gregors „Komischer Oper" die Erstaufführung von „Tosca" erlebten, daß Liebhaber und Kenner über den verflixt geistreichen und wagemutigen Kerl" schmunzelten. Freilich, es war alles ein wenig Katzengold, und das greift rasch ab. Es ist sogar, als wir Deutsche „Bohème" und „Butterfly" noch sehr ernst nahmen, gerade von seiten der ernstzunehmenden italienischen Musiker schon arg über die „Puccinismen" gescholten worden — und in der Tat gehören so manche heute bereits zum „abgesunkenen Kulturgut" der Kaffeehauskapellen, wenn diese zwischen Jazz und Fox einmal pathetisch-sentimental sein wollen.

Puccinis Jugendwerke von 1884 bis 1889 sind über Italien wohl nicht hinausgelangt; dagegen kann es „Manon Lescaut" (1893), die kurz vor dem Kriege Georg Hartmann für das Charlottenburger Opernhaus ausgrub, an Frische des Ensembles mit Massenets gleichnamigem Werke sehr wohl aufnehmen und übertrifft es, wenn auch nicht an melodisch-rhythmischem Charme, so doch an Poesie des tragischen Schlußakts. Diesem glücklichen Blick für ergreifende Ausklänge verdanken zweifellos auch „Bohème (nach Henri Murgers „Zigeunerleben", 1896) und „Madame Butterfly" (1904) ihren Welterfolg — die kleine schwindsüchtige Mimi und ihre zerbrechliche Schwester aus dem Teehaus sind musikalisch-gesanglich unendlich viel lebenswahrer und sympathischer als ihre Ahnfrau Traviata gestaltet; die gegen diese zarten Primadönnchen kontrastierten Tenöre freilich sind und bleiben für uns allzusehr Theaterpfauen. Schlimmer noch ist die Marterromantik des Caravadossi in „Tosca" — eigentlich ein gar reißerischer Kulissensketch der „reizvollsten Grausamkeit", dem das bunt-klingende Kirchenfestmilieu und die Quintenparallelen des Sonnenaufgangs über der Engelsburg ebensowenig vom Mauirismus helfen wie das etwa zu Tode gehetzte japanisch-yankeesche Nationalkolorit dem zwischen schwebender Süße und lauter Banalität sich bewegenden Japanerstück. Die für Neuyork angefertigte Bret-Hart-Oper „Das Mädchen aus dem wilden Westen" und die hinterlassene revuehafte „Turandot" die beide auch bei uns kurze Gastrollen gaben, sollen nicht zu ernsthaft abgewogen werden — neben feinen Einzelheiten (etwa dem von Bizet ableitbaren „indianischen Wiegenlied" in der „Fauciulla") überwiegt derber Effekt, es ist schließlich nur Ausstattungsmusik. Aber die Einakter um „Gianni Schicchi" zeigen doch, was für ein Musiker und feiner Geist in dem liebenswürdigen Maëstro gesteckt hat; da ist er (an der Seite Wolff-Ferarris) ein echter großer Enkel der Buffo-Oper gewesen, und um dieses feingliedrigen Werkkreises willen ist es ein dauernder schwerer Verlust für die Welt der italienischen Oper gewesen, daß der Meister schon 1924 zu Brüssel dahingegangen ist.

Rosegger-Anekdoten.

Einmal erschien der gute Rosegger zu einer Versammlung unrasiert. „Aber Verehrter, Sie sind ja nicht rasiert," sagte ihm jemand vorwurfsvoll. — „Hier sind noch andere ungehobelt," parierte Rosegger.

*

In seiner besten Zeit besuchte Rosegger eine Dame, die ihm unbedingt schmeicheln wollte.

„O Meister," redete sie sich in Begeisterung, „wie soll ich Sie nennen, um Ihnen näher zu kommen?"

„Dann müssen Sie Peter sagen," erwiderte der Dichter.

*

Als Rosegger noch Dorfschullehrer war, sollte er einmal den ehelichen Zwist eines Bauern mit seinem Weibe schlichten.

Er kam der Frau von der geistlichen Seite.

„Habt Ihr denn nicht vor dem Pfarrer gelobt, dem Manne untertan zu sein?"

„Das ist es ja eben," heulte das Weib. „Der Meinige ist ja kein Mann."

*

vierender Journalist, „alle Figuren einer Erzählung unter einen Hut zu bringen?"

„Es kommt auf den Hutmacher an," sagte Rosegger kühl.

*

Rosegger begegnete einem Manne, der außerordentlich geschäftstüchtig tat. „Time is money," sagte er. „Ich habe keine Zeit."

„Sehr bedauerlich," sagte Rosegger. „Wieviel darf ich Ihnen leihen?"

*

Ein junger Auchschriftsteller aus Wien kam zu Peter Rosegger, um ihm einige seiner Arbeiten mit der Bitte um Prüfung vorzulegen.

„Herr Rosegger," sagte er, „leihen Sie mir tausend Mark, damit ich meine Studien vollenden kann."

„Aber Bester, Sie haben ja ausgelernt."

„Glauben Sie, daß ich mich als Dichter bewähren werde?"

„Als Dichter nicht, aber als Schnorrer."

Der Bundeskanzler auf Schulvisite.

(Nachdruck verboten.)

Bundeskanzler Seipel visitiert gern kirchliche Schulen. Den Unterricht der Klosterklassen und Stifte.

Um den Kleinsten der Kleinen eine Freude zu machen, hat er sich angewöhnt, am Schlusse des Unterrichts sich vom Lehrer eine Rechenaufgabe stellen zu lassen, die er dann mit absichtlichem Zögern richtig beantwortet.

Ungefähr so:

Fragt der Lehrer Herrn Seipel:

„Wieviel ist zwei und zwei?"

Antwortet Seipel an den Fingern abzählend:

„Vier — Herr Lehrer."

Und dann zog er seine Börse und legte vier Schillinge oder wieviel gerade das Resultat der Aufgabe war, auf das Pult, damit der Lehrer für die Klasse etwas Schönes kaufe.

Mit der Zeit sprach sich die Gewohnheit Seipels in Oesterreich herum, und das Resultat wuchs mit der Häufigkeit der Schulbesuche.

Als nun Seipel wieder einmal die Klosterschule in Salzburg visitierte, fragte ihn auf seien Wunsch der Lehrer:

„Wieviel ist wohl zweimal fünf?"

Seipel senkt den Kopf.

Denkt nach.

Schwer sinnend.

Da flüstert neben ihm ein kleiner Borbs:

„Strengens Eahna net unnötig an, Herr Seipel, wir brauchen grad zehn Schillinge für ein neues Rohrstaberl."

Jo. Hanns Rösler.

Aus aller Welt.

Merkwürdiger Zeitsinn von Schmetterlingen. Bei zahlreichen in Sibirien — zwischen Jakutsk und Werchojansk — lebenden Schmetterlingen hat der Forscher Pfizenmeyer in jüngster Zeit einen sehr fein entwickelten Zeitsinn beobachtet. Obwohl in diesen Erdstrichen die Sonne im Sommer auch während der Nacht am Himmel steht, flogen des Nachts nur die Nachtschmetterlinge aus, wogegen sich die Tagfalter, trotzdem die Sonne noch hell strahlte, jeden Abend gegen sieben und acht Uhr verkrochen. Andererseits sah man während des Tages niemals einen Nachtschmetterling. Die Tiere haben zweifellos einen so exakt funktionierenden Zeitsinn, daß sie die Tag- und Nachtstunden auch bei ununterbrochen scheinender Sonne genau unterscheiden können.

Eine Frau ermordet ihre fünf Kinder. In der Nähe des ungarischen Ortes Oroshaza hat eine Frau, die mit ihrem Manne in Streit lebte und diesem etwas antun wollte, ihren fünf Knaben im Alter von sechs Monaten bis zu sechs Jahren, mit einem Rasiermesser den Hals durchgeschnitten und dann einen Selbstmordversuch unternommen. Als der Mann nach Hause kam, brach er beim Anblick der fünf kleinen Leichen bewußtlos zusammen. Die Frau selbst liegt verletzt im Krankenhause.

Fröhliche Ecke.

Frau: „Schon wieder ist es fünf Uhr, und in einem solchen Rausch kommst du nach Hause! Ich finde keine Worte mehr."

Ehemann: „Da habe ich ja mal Dusel."

Der angenehme Mieter. „Verlangt der Hausbesitzer viel Miete?"

„Und ob! Das Ekel kommt seit zwei Jahren jeden Tag, und verlangt sie."

Not. Jammert Miesel:

„So ist die Welt. Wenn man in Not ist, borgt einem niemand etwas. Dabei kenne ich doch die ganze Stadt."

Meint Massel:

„Aber auch die ganze Stadt kennt dich."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań